

NORBERT HOCHREUTENER  
HEINZ RAMSTEIN

# DUBACH SIEHT ROT

MORD IM KUNSTRAUB-MILIEU



Weltbild

Dubach sieht rot

Mord im Kunstraub-Milieu

Zum Inhalt des Buches:

Marc Dubach ist Reporter beim Lokal-Fernsehsender Bern 1. Er wird mit dem spektakulären Mord an einem Top-Prominenten seiner Stadt konfrontiert, recherchiert und stösst bald auf seltsame Begleitumstände des Todesfalles, die darauf hindeuten, dass dieser viel weitere Kreise zieht als ursprünglich angenommen. Es geht unter anderem um Kunstwerke, die als Raubgut der Nazis im Zweiten Weltkrieg auf verschlungenen Wegen in die Schweiz gelangten, und es geht um die verzweifelten Bemühungen einer einst reichen Berner Familie, sich vor dem finanziellen Ruin zu schützen. Dubach findet dank Vorträgen eines Kunstexperten an der Volksschule schliesslich eine heisse Spur, die in den Dunstkreis skrupelloser Kunsthändler führt. Der Krimi enthält auch ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Malerei auf den Seiten 35, 79 und 183 ff.

In diesem ersten Kriminalroman vom Autoren-Duo Norbert Hochreutener und Heinz Ramstein kommen nicht nur Kunstinteressierte voll auf ihre Rechnung, sondern die Krimifreunde werden ihre helle Freude daran haben.

NORBERT HOCHREUTENER  
HEINZ RAMSTEIN

# **DUBACH SIEHT ROT**

**MORD IM KUNSTRAUB-MILIEU**

**Weltbild**

Alle in diesem Buch beschriebenen Personen und Vorkommnisse sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen und Institutionen sind nicht beabsichtigt  
und wären rein zufälliger Natur.

Weltbild Buchverlag  
– Originalausgaben –

© 2017 Weltbild Verlag GmbH, Industriestr. 78, CH-4609 Olten

Das Buch ist bereits 2005 im Licorne-Verlag, Bern Langnau Murten erschienen.

Umschlag: Johannes Frick, Neusäss

Satz: Uhl & Massopust, Aalen

Umschlagabbildung: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven  
von Shutterstock (© Stokkete, © buffaloboy251)

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung ausserhalb des Urhebergesetzes  
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und der Einspeicherung und Verarbeitung  
in elektronischen Systemen.

Besuchen Sie uns im Internet: [www.weltbild.ch](http://www.weltbild.ch)

ISBN 978-3-03812-724-6

2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Ein einmaliges Rot.  
Wo hatte ich dieses Leuchten schon gesehen?  
Lange konnte ich meinen Gedanken nicht nachhängen ...

Die Stimmung in der Redaktion war gespannt. Ich hatte an diesem Montag im Juli 1998 wieder einmal Abenddienst und das besondere Vergnügen, vor Aufnahme meiner Arbeit vom Chefredaktor, Werner Ochsenbein, in ein Gespräch über die Zukunft unseres Lokalfernsehenders Bern-1 verwickelt zu werden. Der Chef sass am Schreibtisch, als ich mich an seinem Büro vorbeidrücken wollte, um zu meinem Arbeitsplatz zu gelangen. Er rief in meine Richtung: »He, Dubach, da geschieht etwas beim Bären-TV. Kommen Sie in mein Büro, wir wollen sehen, was es gibt. Die Quoten vom Wochenende sind nicht gut. Wenn uns jetzt die Konkurrenz wieder in die Ecke stellt, haben wir noch mehr Mühe, die Werber bei der Stange zu halten.« Ochsenbein wandte mir den stechenden Blick seiner dunklen Augen zu, die fast dieselbe Farbe hatten wie seine schwarzen, nach hinten gekämmten Haare: »Die Wettbewerbssituation verschärft sich. In Bern kann auf die Dauer nur ein Lokalsender überleben. Wir müssen also möglichst bald wieder einen echten Hit landen.«

Ich versuchte, mit Hinweisen auf die unbestrittenen Erfolge mehrerer Sendungen von Bern-1 seine pessimistische Einschätzung unserer Zukunft zu relativieren, geriet jedoch prompt in eine Auseinandersetzung mit ihm über grundlegende Divergenzen zwischen journalistischen und kommerziellen Zielsetzungen moderner elektronischer Medien. Mit viel Mühe und einigen Tricks gelang es mir schliesslich, das Gespräch auf anstehende Tagesaktualitäten zu lenken. Ich bekam allerdings noch mit, dass der Verwaltungsrat, vor

allem unser Verleger Max A. Huber, bis Herbst eine massgebliche Verbesserung der Einschaltquoten verlangt hatte.

Ochsenbein lud mich schliesslich zu einem Versöhnungskaffee ein, eine Geste des Wohlwollens, die ich sonst immer schätzte. Sie verankerte meine Stellung als so genannter Starreporter von Bern-1 im Sozialgefüge unseres Teams. Heute war mir aber nicht nach einem Plauderstündchen mit dem Vorgesetzten zumute. Zu viel Arbeit wartete in meinem Büro auf mich. Zudem hatte ich schon mehrere Kaffees getrunken. Ich hoffte also, dass sich sein Mitteilungsbedürfnis in Grenzen hielt, nippte im Stehen an meinem heissen Getränk und wollte mich rückwärts zur Türe hinausstehlen, als mich der Chef zurückrief: »Warten Sie, Dubach, da kommt gerade eine weitere Meldung vom Bären-TV. Schauen wir uns an, was die zu sagen haben.« Ochsenbein liess keinen Blick vom Bildschirm und hiess mich mit einer Bewegung seiner rechten Hand Platz nehmen. »Es ist ein Programmhinweis.«

Unser Konkurrenzsender wies darauf hin, dass um 19Uhr eine Sondersendung zum Tod von Alexander Steiger, dem bekannten Berner Verleger und Kunstsammler, ausgestrahlt werde.

Wir starrten auf den Bildschirm. Der Hinschied des Topprominenten aus Berns Kunst- und Gesellschaftsszene war eine lokale Sensation, und nach einem unfeinen Fluch versammelte Ochsenbein die noch anwesenden Redaktionsmitglieder um sich. Wir versuchten, die Situation in den Griff zu kriegen, aber die Initiative lag eindeutig bei der Konkurrenz, und bis zur Ausstrahlung ihrer Sondersendung vergingen nur noch wenige Minuten, so dass uns kaum mehr Zeit zu einer angemessenen Reaktion blieb.

Ich erinnerte mich an Steiger, den ich vor wenigen Tagen in der Bellevue-Bar gesehen hatte, als er sich kerngesund

und energiegeladen mit einem Bekannten unterhielt. Er konnte in der kurzen Zeit kaum einer plötzlichen Krankheit erlegen sein, und es drängte sich der Schluss auf, dass er verunfallt war.

Mein Chef tobte: »Die Konkurrenz bringt eine Sonder-  
sendung, und wir wissen nicht einmal, dass Steiger tot ist.  
Besteht unsere Redaktion eigentlich aus lauter Schläfern?«

Für einmal schluckten wir diese Beleidigung ohne Wi-  
derspruch. Die Sache war für Bern ohne jeden Zweifel  
wichtig, und wir mussten die Nachricht in unserem Sender  
natürlich auswerten. Wie kamen wir aber zu zusätzlichen  
Informationen über den Hinschied? Steiger hatte zwar im-  
mer wieder im Rampenlicht der Lokalmedien gestanden,  
aber es gelang ihm stets, sein Privatleben aus dem Rummel  
herauszuhalten, und Angaben über seine Person und Fami-  
lie waren kaum erhältlich. Diese Distanzierung liess bei  
Journalisten gelegentlich den Verdacht aufkommen, er  
hätte etwas zu verbergen und im Palast Steigers lägen einige  
Leichen im Keller. Beweisen konnte man nie etwas. Bei Ab-  
klärungen bissen die Medienleute regelmässig auf Granit.  
Es war mehrmals vorgekommen, dass Steiger seinen Anwalt  
einschaltete, um unliebsame Nachforschungen abzuwür-  
gen.

Und zudem wussten wir nicht einmal, was überhaupt ge-  
schehen war. Eine Sofortrecherche kam also kaum in Frage,  
und so beschlossen wir, die Einschaltung vom Bären-TV  
abzuwarten.

Um 19Uhr standen wir um den Monitor und erwarteten  
die Sondersendung unseres Konkurrenten.

Der Moderator fasste mit, wie mir schien, übertrieben  
feierlicher Miene die Hauptpunkte der sensationellen Mel-  
dung zu Beginn zusammen: »Wie Bären-TV aus zuverlässiger  
Quelle erfahren hat, ist der prominente Berner Verleger,

Kunstsammler und Mäzen Alexander Steiger letzte Nacht beim Brand seines Ferienhauses in Wengen auf grausame Weise ums Leben gekommen. Einzelheiten dazu hat unser Reporter vor Ort, Heinrich Moser.«

Als Einleitung wurden Archivbilder des Verstorbenen, seiner Familie, der Kunstsammlung in der Elfenau-Villa und des Verlags- und Druckereiunternehmens im Weissenbühlquartier ausgestrahlt. Bei den Familienbildern fiel mir Steigers Tochter Olivia auf, ein überaus reizendes Mädchen. Wie kam der Berner zu einer Tochter von solch südländisch anmutender Ausstrahlung? Der kurze Hinweis auf Frau Susanne Steiger, geborene Niederhäuser, löste dieses Rätsel jedenfalls nicht. Sie schien keine Wurzeln in südlichen Gefilden aufzuweisen.

Und dann kommentierte Moser endlich Aufnahmen des vollständig niedergebrannten Hauses in Wengen: »Der 63-jährige Verleger Steiger wollte sich am vergangenen Wochenende von einer strapaziösen Arbeitswoche in seinem Ferienhaus in Wengen erholen. Allein, ohne Frau und Familie. Nach einem kleinen Imbiss im Restaurant Alpenblick zog er sich am Sonntagabend in sein Chalet am Dorfrand zurück. Kurz nach Mitternacht wurden die etwa fünfzig Meter entfernt wohnenden Nachbarn durch beissenden Rauchgestank geweckt. Ein Blick durchs Fenster zeigte ihnen das Chalet Steiger in hellen Flammen. Die sofort alarmierte Feuerwehr konnte nicht mehr viel ausrichten, und die Wehrdienste von Wengen beschränkten sich bald auf den Schutz eines benachbarten Hauses.«

Aber wie kam Steiger um? Weshalb hatte er sich nicht rechtzeitig aus dem brennenden Haus retten können? Wir sahen uns an und schüttelten die Köpfe. Auch der Reporter des Konkurrenzsenders wusste anscheinend keine Antwort auf diese Fragen und begnügte sich mit der offiziellen Un-

fallversion: »Erst gegen Morgen vermochten die Feuerwehrleute den Brand so weit einzudämmen, dass man die Hausruine betreten konnte. Dr. Neumüller, der Dorfarzt von Wengen, sowie die Equipe der Kantonspolizei fanden Alexander Steiger gänzlich verkohlt in seinem Bett. Aufgrund eines ersten Augenscheins haben sich nach Aussagen der Ortspolizei keine besonderen Hinweise auf eine Brandstiftung ergeben. Die Lage der Leiche im Schlafzimmer lässt vielmehr vermuten, dass Steiger als starker Raucher mit einer brennenden Zigarette eingeschlafen ist. Zunächst fing wohl das Bett Feuer, und die Flammen breiteten sich anschliessend so rasch im Holzhaus aus, dass es für den Verleger kein Entkommen aus der Feuerhölle mehr gab.«

Eigenartig. Steiger musste einen aussergewöhnlich tiefen Schlaf gehabt haben, dass er die starke Rauchentwicklung nicht bemerkte. Er war mir als vifer und reaktionsschneller Mann in Erinnerung, und ich konnte mir den beschriebenen Hergang beim besten Willen nicht vorstellen.

Ich zuckte mit den Schultern. Man würde ja sehen.

Nun präsentierte Bären-TV noch die üblichen nichtssagenden Berichte von so genannten Augenzeugen aus Wengen, und auch der Dorfpolizist kam ausführlich zu Wort, ohne dass irgend etwas Neues auftauchte. Die routinemässig folgenden Interviews mit prominenten Künstlern, Politikern und anderen regionalen Aushängeschildern brachten ebenfalls nichts, und selbst das unvermeidbare Statement des Berner Stadtpräsidenten zeugte von Hilflosigkeit.

Das Schlussignet der Sendung war noch nicht verklungen, als Ochsenbein bereits wieder den Tarif durchgab: »In der Spätausgabe unserer News-Sendung werden wir kurz auf den Todesfall eintreten. Und morgen Abend müssen wir nachziehen, dass die Späne nur so fliegen. Ich will spektakuläre Bilder von der Brandruine, bessere als die der Konkurrenz.

Und ich will ein Interview mit der trauernden Witwe samt Grossaufnahme ihrer Tränen sowie hautnahe Reaktionen aus Wirtschaftskreisen und der Kunstszene. Sucht meinerwegen die ganze Nacht nach weiteren Ideen. Dubach übernimmt die Leitung.« Dann zog sich der Chef brummend in sein Büro zurück, nicht ohne uns zuvor mit einem besonders drohenden Blick seiner dunklen Augen bedacht zu haben.

\*

Am Dienstag gab es in der Redaktion ziemlich bedrückte Gesichter zu sehen. Alle Versuche, an wirkliche Neuigkeiten im Todesfall Steiger heranzukommen, schlugen fehl. Das Interview mit der Witwe kam nicht zustande, da Frau Steiger jedes Gespräch mit den Medien verweigerte, und die von einem ortsansässigen Fotografen übermittelten Aufnahmen des abgebrannten Chalets zeigten kaum mehr Einzelheiten des Unfallortes als die gestern ausgestrahlten Bilder des Konkurrenzsenders. Auch die Recherchen bei Bekannten und Freunden Steigers bewegten sich im Rahmen der pietätvollen Zurückhaltung.

Ochsenbein reagierte entsprechend sauer: »Wenn euch nichts Besseres einfällt, geht auf die Strasse und fängt dort Reaktionen ein.«

Ziemlich verzweifelt sass ich am Pult im Grossraumbüro und startete abwechselnd auf das Telefon und den Bildschirm, als ob ich mir von dort Eingebungen fürs weitere Vorgehen erhoffen dürfte. In der Cafeteria versuchten wir mit unzähligen Kaffees unsere grauen Zellen anzuregen, allerdings ohne Erfolg. Josef Schläfli, der dicke Joe, wie wir ihn nannten, versuchte vergeblich, die moralisch angeschlagenen Kolleginnen und Kollegen aufzuheitern. Joe war so

etwas wie die gute Seele des Sendebetriebs, der ruhende Pol im Tollhaus unseres elektronischen Mediums. Seine offizielle Stellung als gewissenhafter Organisator und Personalverantwortlicher wusste er sinnvoll zu ergänzen durch die Funktion einer Anlaufstelle für alle Probleme im zwischenmenschlichen Bereich, Probleme, die es bei uns zuhauf gab. Zudem schätzten wir ihn als jederzeit geöffnete Witztruhe und als Alleinunterhalter bei Anlässen jeder Art.

Erst gegen Mittag kam mir der erste einigermaßen vernünftige Einfall.

Vielleicht konnte mir Godi Hauser helfen, den ich seit meiner Kindheit kannte. Wir hatten die Primarschulzeit in derselben Klasse verbracht, uns auch später regelmässig getroffen und ab und zu ein gemeinsames Fest steigen lassen. Hauser war zum Adjunkten bei der kantonalen Gebäudeversicherung aufgestiegen und befasste sich als Schadeninspektor mit grösseren Brandfällen. Ich nahm an, dass der Fall von Wengen bereits bei ihm gelandet war und im Versicherungsgebäude die ersten Abklärungen der Schadenursache liefen.

Ich wählte die Nummer meines Schulfreundes und hatte Glück: Hauser war im Büro.

Natürlich durfte ich nicht mit der Türe ins Haus fallen. So versuchte ich, mir meine Informationen auf diplomatischem Weg zu beschaffen: »Wie wäre es wieder einmal mit einem Schwatz? Zum Beispiel bei einem Mittagessen im Restaurant Harmonie? Hättest du heute Zeit?« Godi brummte etwas von Überlastung und Bürostress, liess sich dann aber doch davon überzeugen, dass ein Gläschen Wein massgeblich zur Entspannung beitragen könnte.

Nach elf Uhr machte ich mich von der Redaktion im Mattequartier auf den Weg ins Restaurant Harmonie. Ich ersparte mir den steilen Treppenweg hinauf zum Münster

und liess mich im »Senkeltram«, wie die Berner den Aufzug vom Mattequartier zur Münsterplattform nennen, hinauffahren. Es blieb mir genügend Zeit bis zum Treffen mit meinem Freund, und ich lehnte mich oben über die Brüstung der Terrasse, lauschte dem Tosen der Wassermassen, die sich hier seit Jahrhunderten über die Schwellen der gestauten Aare ergiessen.

Ich schaute mit einer gewissen Überlegenheit auf die Redaktionsräume tief unten in der Matte, stellte einmal mehr fest, dass mir die ständige Hatz nach Exklusivitäten, nach wirklichen und scheinbaren Neuigkeiten doch mehr und mehr zu schaffen machte. Die eigentliche journalistische Arbeit war in den letzten Jahren in den Hintergrund gerückt gegenüber dieser täglichen Schaumschlägerei im Konkurrenz- und Überlebenskampf der beiden Lokalsender.

War es beispielsweise für die Erfüllung unserer journalistischen Pflicht von Belang, ob wir Steigers Tod ein paar Stunden nach unserer Konkurrenz bekanntgaben? Und was sollte die hektische Suche nach einigen unwichtigen Details über den Todesfall, nur um den Zuschauern marktschreierisch eine möglichst makabre Exklusivmeldung bieten zu können? Hatte der Kommerz den Journalismus bei den Massenmedien bereits endgültig verdrängt? Ich erinnerte mich mit Wehmut meiner ersten Gesellschaftsreportagen für die Berner Lokalzeitung. Als Student erhielt ich in den Semesterferien regelmässig Aufträge der zuständigen Redaktoren, über Anlässe und sonstige Aktualitäten in Bern zu berichten, und man räumte mir immer viel Zeit und Spielraum für die journalistische Umsetzung der Themen ein. Es ging den verantwortlichen Zeitungsleuten damals in erster Linie um qualitativ gute Reportagen mit maximalem Lesernutzen. Heute interessierten beim Lokalsender vor al-

lem die Einschaltquoten. Die Zeitungen überlebten nur mit regelmässigen Auflagesteigerungen, beides kurzfristige Erfolge, die ausschliesslich mit schrillen, aber oberflächlichen Auftritten zu erreichen sind.

Ich bemühte mich nach Kräften, zur Gegenwart zurückzukehren, und bummelte durch die Münstergasse, die an diesem Markttag von Gewerbetreibenden, Marktfahrern und Strassenkünstlern belebt war, blieb an manchen Ständen stehen, um mir die mehr oder wenig attraktiven Waren zu betrachten, wechselte ab und zu ein paar Worte mit den Händlern und ergab mich für ein paar Momente der zeitlosen Atmosphäre des kunterbunten Treibens.

Zeitlos. Ein oft missbrauchtes Wort, das die Hilflosigkeit des modernen Menschen gegenüber den Zwängen der Technik und Gesellschaft treffend ausdrückt und als Restposten eines früheren religiösen oder ethischen Wunschdenkens im allgemeinen Ausverkauf der Gefühle steht. Alles schreit nach diesem Leben in der Gegenwart. Das hört sich nicht nur problemlösend, sondern auch innovativ an. Jeder versucht so aus den Lasten der Vergangenheit und den Sorgen der Zukunft in das Jetzt zu flüchten, in diese Zeitform, die vor allem Genussmaximierung verspricht.

Mein linker Schuh tat mir weh, und ich freute mich über diese Erdung meiner Gedanken. Ich würde morgen zum Schuhmacher in der Matte gehen, um die allzu modische Fussbekleidung meinen anatomischen Bedürfnissen anpassen zu lassen.

Ich traf Godi Hauser im altehrwürdigen Restaurant Harmonie beim Zytglogge. Er sass bereits am runden Stammtisch, der noch nicht fürs Mittagessen gedeckt war. An diesem Tisch hatten auch andere Gäste Platz genommen, so dass ich Hauser hier kaum mit meinen dringenden

Informationsbedürfnissen konfrontieren konnte. Aber vorerst ging es ja ohnehin um reine Kontaktpflege.

»Ich flüchtete aus dem Büro und bin etwas zu früh«, begrüßte mich Hauser, »heute geht bei uns alles drunter und drüber. Ich muss am Nachmittag ins Oberland, habe also nur wenig Zeit fürs Mittagessen. Machen wir es kurz mit dem Aperitif.«

Wir stiessen an, plauderten über Unwesentliches und daher durchwegs Erfreuliches, schauten regelmässig auf die Uhr und setzten uns bald an den Mittagstisch. Hier wollte ich meinen Versuch, den Schulfreund über den Brandfall in Wengen auszuhorchen, bei passender Gelegenheit starten. Da ich wusste, dass Hauser keine Plaudertasche war und er sich nur zu gut vorstellen konnte, was ich mit den Informationen anfangen würde, ging ich vorsichtig zu Werke.

Nachdem wir das Tagesmenü, einen Paillard de veau mit ein paar Bratkartoffeln und viel Salatbeilagen sowie einen leichten Twanner Rotwein bestellt hatten, erzählte ich von meinen Frühlingsferien im Burgund, denn Godi besass eine alte Mühle in der Nähe von Cluny, die er regelmässig besuchte, um sich von seinem anstrengenden Beruf zu erholen. Wir schwatzten begeistert über die kulturellen Höhepunkte des Burgunds, und der Weinkonsum stieg. Hauser schwärmte vom romanischen Klosterbau der Mönche in Cluny und den Ausstrahlungen dieser Baukunst übers Burgund hinaus. Und ich berichtete von neu entdeckten Weingütern an der Côte d'Or.

Die Stimmung war unbeschwert, und der Wein lockerte die Zungen. Und just in diesem Augenblick kam mir ein Tischnachbar zu Hilfe, der Hauser und anscheinend auch seine berufliche Tätigkeit kannte. Er gehörte zu einer kleinen Gruppe von Gästen, die erst später am anderen Ende unseres runden Tisches Platz genommen und bisher ebenso

angeregt wie wir geplaudert hatten. Der recht korpulente Mann beugte sich zu uns herüber und rief meinem Freund zu: »Guten Appetit. Du, Godi, hast es speziell nötig, dich zu stärken. Es kommt ja einiges auf dich zu im Brandfall Wengen.« Er lachte: »Da wird euch sicher eine gesalzene Rechnung präsentiert.«

Hauser reagierte unverbindlich: »Ja, ja, so wird es wohl sein.« Dann wandte er sich wieder mir zu. Er wollte das Gespräch erneut auf unsere gemeinsamen Kulturinteressen im Burgund bringen, als ich mit unbeteiligter Miene eine Anschlussfrage zum Brandfall stellte: »Wie weit seid ihr denn mit den Abklärungen?«

Mein Gegenüber sah mich nachdenklich an, dann zuckte ein Lächeln um seine Mundwinkel, und er sagte: »Aha, nun ist der Schuss endlich draussen. Gib's doch zu: du wolltest mich heute nur wegen dieser Sache sehen!« Gram war er mir aber offenbar nicht, denn er erhob sein Weinglas auf mein Wohl.

»Natürlich nicht nur, aber auch. Der Brand in Wengen ist halt eine Sensation.« Ich musste ihn auf irgendeine Weise emotional engagieren und fügte deshalb bei: »Du kennst die Situation der Berner Lokalsender. Wir kämpfen um die beste Einschaltquote und sind bei solchen Fällen auf jede Information angewiesen. Ich muss bis heute Abend etwas vorlegen können. Für die Nachrichtensendung. Wir fragen uns insbesondere, wie Steiger mit einer brennenden Zigarette einschlafen und nicht merken konnte, dass bald alles in Flammen stehen würde. Wie konnte er hilflos Opfer der Flammen werden?«

Godi fühlte sicher kein Mitlied mit mir, dafür aber offenbar ein gewisses Verständnis für meine unbehagliche Situation als Rechercheur, denn er murmelte mit abgewandtem Kopf: »Das kommt öfters vor. Dir als Medienmann kann

ich heute nichts Konkretes sagen. Weder wir noch die Polizei sind mit den Nachforschungen am Schadenort fertig. Diese Abklärungen brauchen viel Zeit.«

Ich musste unbedingt mehr wissen: »Zahlt ihr in solchen Fällen immer, wenn die Schadenursache so klar ist?«

»Wer sagt denn, die Sache sei hier so klar?« Die Art, wie er diese Frage aussprach, machte mich hellhörig. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, da sich der klein gewachsene Hauser auf den hohen Stuhl setzen konnte, und ich zeigte offen mein Interesse an seiner Meinung, beugte mich vor, als ob ich ihm die nächsten Worte von den Lippen ablesen wollte.

Und mein Gesprächspartner begann sich wichtig zu machen: »Es gibt da ein Gerücht. Nichts Sicheres. Nur ein Gerücht.« Es folgte eine Pause, bis er mit leiser Stimme ergänzte: »Vielleicht hat jemand nachgeholfen.«

Ich bemühte mich nach Kräften, vor Überraschung zu erblasen: »Was sagst du? Was heisst nachgeholfen? War es gar kein Unfall?«

Godi sah sich um, schaute, ob jemand zuhörte. Die Gruppe am anderen Tischende diskutierte laut, und niemand ausser mir konnte seine geflüsterten Worte verstehen: »Es ist durchaus möglich, dass es kein Unfall war.«

»Das wäre ja Mord!«

»Man weiss noch nichts Genaues. Vielleicht war es Brandstiftung. Mehr kann ich nicht sagen.« Mein Gegenüber bereute offenbar bereits, mir so viel verraten zu haben.

Er überwand sich aber doch noch zu einer letzten Information: »Wir geben übermorgen zusammen mit der Kantonspolizei eine Pressekonferenz. Dann wird über die Ergebnisse der Abklärungen am Brandort orientiert. Bis dahin herrscht absolute Funkstille.«

Da auch Hauser in Eile war, fiel es ihm gar nicht auf, dass ich bald bezahlte und mich auf den Weg in die Redaktion machte.

\*

Ich begab mich in die Redaktionsräume, ohne den Schleichweg über den Hintereingang zu wählen, der mich in schlechten Zeiten von Ochsenbeins Empfangs- und Begleitreden verschonte. Mein Gespräch mit Hauser hatte zwar nicht den grossen Hit, den Knüller, gebracht, aber das unbestätigte Gerücht der Brandstiftung konnte medienmässig durchaus verwertet werden, was dem Chef den stärksten Wind aus den Segeln nehmen dürfte. Auch der Hinweis auf die übermorgen stattfindende Pressekonferenz würde als Exklusivmeldung beim Publikum ankommen, da die Einladung zum Medienanlass offenbar noch nicht versandt worden war.

Die Abendsendung unseres Senders stellte denn auch die Frage in den Vordergrund, ob Steiger ermordet worden sei. Wir verwiesen auf ein Gerücht, der Brand sei gelegt worden, und liessen lauter Fragezeichen im Raume stehen bezüglich der noch nicht angekündigten Medienkonferenz. In der Parallelsendung vom Bären-TV fehlten diese beiden Hinweise, so dass unser Chef einigermaßen befriedigt in den Feierabend gehen konnte. Zuvor versuchte er uns aber noch einmal so richtig einzuheizen, indem er verlangte, wir sollten bis zur Presseorientierung so viele Fakten sammeln, dass die offizielle Orientierung für unsere Zuschauer keine Neuigkeiten mehr bringen konnte. Eine brutale Vorgabe für das kleine Team, umso mehr, als wir die Konkurrenz durch unsere Abendsendung selbst auf die neue Situation eingestimmt hatten.

\*

Nach der Sendung flanierete ich durch die Altstadt, und da mich die Regenschauer eines Sommergewitters in die Lauben trieben, flüchtete ich mich in das Kellerkino, in dem gerade eine Serie von alten Hitchcock-Filmen lief. Heute war der Klassiker »Der unsichtbare Dritte« an der Reihe, und ich freute mich über die Abenteuer von Cary Grant, räkelte mich wohlig im roten Plüsch des alten Fauteuils und fand mich nach anderthalb Stunden erholt im Laubengang wieder. Da die Gewitterregen noch andauerten und ich den Heimweg mangels Regenschirm verschieben musste, landete ich im benachbarten Restaurant Klötzlikeller, wo ich mit zwei bis drei Gläsern Rotwein mein Innenleben so aufpolierte, dass ich mich plötzlich auf die Fortsetzung des Kriminalromans »Tod eines Mäzens« freute, des Tatsachenromans also, an dem ich selber mitschreiben durfte und der mit einem raffinierten Versteckspiel der Hauptfiguren meine grauen Hirnzellen tüchtig herausforderte.

Fröhlich, aber etwas wackelig auf den Beinen stieg ich schliesslich die steile Kellertreppe zur Gerechtigkeitsgasse hinauf, stellte mit Freude fest, dass sich die Gewitterwolken verzogen und einem fast klaren Sternenhimmel Platz gemacht hatten.